

HANSER



Leseprobe

Adam Zagajewski

Verteidigung der Leidenschaft

Essays

Übersetzt aus dem Polnischen von Henryk Bereska, Olaf Kühl, Bernhard
Hartmann

ISBN: 978-3-446-20873-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-20873-5>

sowie im Buchhandel.

Soll man heilige Orte besuchen?

Man sollte die mythischen Orte nicht besuchen, dachte ich. Sollte nicht in Städte reisen, die so schwer in unserem Gedächtnis lasten wie ein Bronzemonument. Man sollte das nicht tun, einfach deshalb, weil wir, haben wir unsere Bestimmung einmal erreicht, nicht recht wissen, was wir mit dem Erlebnis, mit der intensiven Rührung anfangen sollen. Mein Vater, für den Lemberg viele Jahre lang der einzige Ort und das einzige Bild der Welt war – er ist dort geboren und verbrachte dort seine Jugend –, lehnt prinzipiell jeden Besuch in dieser Stadt ab. Aber als ich, der ich zwar in Lemberg geboren bin, aber die Stadt nie richtig zu Gesicht bekommen habe, meinem Vater nach meiner Rückkehr aus der Ukraine die frisch entwickelten Fotos zeigte, erkannte und benannte er jede Straße, jede Gasse, beinahe jedes einzelne Mietshaus – nach sechsfünfzig Jahren Abwesenheit!

Wie eine gut gehende Schneiderei scheint unser geistiges Leben zahlreiche Aushilfsschneider, Zuschneider und Näherinnen zu beschäftigen, deren Aufgaben nicht nur unterschiedlich, sondern auch gegensätzlich sind; die einen, ruhig, vielleicht etwas melancholisch, erhalten den Mythos im Zustand jungfräulicher Vollkommenheit, entziehen ihn dem forschenden Blick; andere dagegen, regsam und skeptisch, bewehrt mit riesigen Scheren, widmen sich unaufhörlich der Revision und der ziemlich unverschämten Kritik.

Die Einladung der Heinrich-Böll-Stiftung, die im Mai 2001 eine internationale Begegnung in Lemberg organisierte, musste letzteren in die Hände geraten sein; nicht den Wächtern, sondern den Gegnern des Mythos; gewiss rieben sie sich vergnügt die Hände und sagten, natürlich, soll er fah-

ren, vielleicht vergeht ihm dann die Neigung zu dieser seltsamen Stadt am Rande Europas.

Wir erreichten Lemberg am späten Abend mit dem Kleinbus, in jener Atmosphäre unwirklicher Behaglichkeit, die jeder bequeme Bus verschafft, als Festung warmer Sicherheit und Schläfrigkeit, als fahrbares Zivilisationsdenkmal, aus dem heraus die Vertreter einer besseren Welt die unvollkommene Wirklichkeit betrachten. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch die Tatsache, dass sich hinter der Fensterscheibe undeutlich die scheußlichen postkommunistischen Blocks abzeichneten, wie man sie überall zwischen Kamtschatka und Leipzig findet, Menhire, die die Ruinen des sowjetischen Imperiums zieren, allerdings hier noch bedrückender (in besserer technischer – nicht philosophischer – Ausfertigung findet man sie auch zwischen Leipzig und Lissabon).

Dafür eröffnete sich mir am Donnerstag, dem 24. Mai, vor acht Uhr morgens, als ich die Vorhänge des Hotelzimmers im sechsten Stock aufzog, eine blendende Aussicht auf die schöne Stadt, die goldhell im scharfen Sonnenlicht lag. Ich sah direkt auf das Grün des Jesuitengartens, in dem einer meiner Verwandten aus dem 19. Jahrhundert, ein junger Rechtsgelehrter und Poet, sich so schwer erkältet hatte, dass er kurz darauf an Lungenentzündung starb und seither nur noch als eleganter Schatten auf einem Ölporträt existiert. Das Häuflein Spötter in mir verstummte, ihre Scheren standen still. In den drei Tagen meines Aufenthalts in Lemberg war die Sonne absolute Herrscherin des Himmels. Ich hatte eine sanfte, goldene Stadt vor mir, die ich aus doppelter Höhe betrachtete; schon der Jesuitengarten erklimmt einen Hügel; und darauf war hier noch die Höhe des sechsten Stocks gesetzt worden (ein neues, in den achtziger Jahren fertiggestelltes Hotel). In der Ferne sah ich die Kirchtürme – den Turm des Doms konnte ich erkennen, die grüne Kuppel der Dominikanerkirche, den Rathausturm, und ich konnte mir denken, wo die verzierte Fassade der Zisterzienser sich befinden

musste. Ich wusste, wo der Marktplatz war, stellte mir das Theater vor, verborgen in den unteren Etagen dieses frühmorgendlichen Dschungels, sah die Erhebung des Hohen Schlosses, das die Aussicht wie ein Wandschirm im Theater einfasste – und weiter rechts, immer noch in der Umrahmung des Stadtförstes, des Kaiserwaldes, ein Viertel, in dem ein kleineres Haus stehen musste, das mein Großvater in den zwanziger Jahren gekauft hatte – mein Geburtshaus.

Ich hatte eine völlig fremde und absolut bekannte, vergessene, verabschiedete, verlassene, beweinte, erschossene Stadt vor mir, die dennoch wahrhaftig existierte, jetzt äußerst grell und real beleuchtet, plastisch und lebendig, eine Stadt, in der ich auf der Stelle die wichtigsten Kirchen erkannte, deren allgemeine Topographie keine Geheimnisse vor mir hatte, und die sich unten, versteckt zwischen Hügeln, ruhig und majestätisch erstreckte. Man sollte nicht an mythische Orte fahren, es gibt keine Art, sie zu sehen, wahrzunehmen, zu begreifen. Erkennen kann man sie leicht, aber was dann? Was tun? Nach einer Weile kapitulierte ich und griff nach dem japanischen Fotoapparat, um dieses unerhörte morgendliche Stadttheater festzuhalten, ich schoss ein Foto, das ich jetzt ungerührt betrachte und auf dem fast nichts zu sehen ist, der Maienglanz hat seine Glorie eingebüßt, die Türme sind kaum zu sehen, nur das Laub der Bäume strotzt vor billigem Universalismus, und der Fernsehturm flimmert im Morgennebel.

Zum Glück musste ich noch nichts entscheiden, ich konnte meine Fragen und meine Zerrissenheit zurückstellen; der erste Tag verging ganz mit gelehrten Konferenzen zu politischen und ökonomischen Themen, man sprach über die heutige ukrainisch-polnische Grenze und den geplanten Beitritt Polens zur Europäischen Union. Ich bewunderte das Wissen und die Eloquenz meiner Kollegen, die die Daten sämtlicher Pogrome, Aufstände und internationaler Konferenzen im Kopf hatten. Das kommt mir vielleicht zu leicht über die Lippen, aber ich meine es ernst. Mir gefiel auch die Leiden-

schaft, mit der sie Probleme der Zukunft besprachen. Mit großer Sympathie lauschte ich den Beiträgen der örtlichen Konferenzteilnehmer, die sehr offen über viele wunde Punkte des Lebens in der heutigen Ukraine sprachen und nicht ohne Neid – und Hoffnung – auf ihren westlichen Nachbarn Polen schauten. Besonders die Vertreter der ukrainischen Minderheit in Polen betrachteten es auch kritisch. Ich selbst kompromittierte mich, denn überraschend zu einer Antwort aufgefordert (ich sollte die Entwicklung der Einstellung politischer Historiker zum Ukraine-Problem in den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts charakterisieren!), versagte ich völlig und bestätigte damit nur das negative Urteil, das der vernünftige Teil der Menschheit seit nunmehr dreitausend Jahren von den Dichtern hat.

Nachdem die anderen Teilnehmer der Konferenz ihre pessimistische Diagnose zur Zukunft der Ukraine und ihrer eventuellen Aufnahme in die EU geäußert hatten, die Koffer packten und abreisten, hauptsächlich nach Deutschland und Polen, vielleicht auch zur nächsten internationalen Begegnung über keinen Aufschub duldende europäische Sorgen, begann ich am nächsten Tag erst meine Übungen als Pilger mit unklaren Privilegien und Pflichten. Befand ich mich doch an dem für mich ungewöhnlichsten Punkt der Welt, in meiner Stadt, die nicht die meine war, von der ich wenig wusste; in einer fremden Stadt, über die ich viel wusste, die doch ein wenig die meine war; das war so, als hätte der schöne Ausdruck *docta ignorantia* die Seiten der Bücher verlassen und wäre zur lebenden Wunde auf Europas grüner Landkarte geworden. Doch was tut man da? Wie geht ein Reisender so spezifischer Obedienz vor? Es gibt schließlich keine Führer für in Lemberg geborene Ignoranten. Keine Instruktionen für solche wie mich, die in Lemberg nur die ersten vier Monate ihres Lebens verbracht haben und nichts wissen – der Fotoapparat erfasst die Vergangenheit nicht, der Stadtplan der Vorkriegszeit sagt nichts über die Gegenwart aus.

Morgens, getrieben vom Pflichtgefühl, ging ich in die Gemäldegalerie gegenüber dem ehemaligen Ossolineum, sah mir Dutzende italienischer und französischer Bilder an, nachgedunkelte Leinwände auf lange nicht gestrichenen Wänden; man sah, dass das Museum kein Geld hatte – ähnlich wie manche Museen in Polen. Ich sah auch viel polnische Malerei vom Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts.

Wenn ich in die Gemäldegalerie ging, verhielt ich mich so wie in jeder italienischen Kleinstadt, jedem französischen Ort; wie ein Tourist. Die ganze Zeit aber begleitete mich die Überzeugung, dass das nicht die passende Art für diese Stadt war.

Jemand, der – wie ich in Lemberg – den Mythos und die Erinnerung respektiert, verliert sich quasi in einem narzisstischen Traum. Deshalb sucht er nach dunklen und menschenleeren Räumen, Museumssälen oder schattigen Parks. Unwohl ist ihm auf der gnadenlos von der Maisonne beschienenen Straße – und ganz seltsam fühlt er sich beim Anblick der ukrainischen Menge, die die helle Straße füllt. Diese Menge, manchmal jung und sorglos, dann wieder ziemlich alt und gramvoll, arm, manchmal eher ländlich gekleidet als städtisch, macht den Traum zunichte, zerstört die Spekulationen. Eine höchst seltsame Situation: in einer Stadt zu sein, die – nach Mandelstam – beinahe »zum Weinen, zu den Mandeln, den Adern« vertraut, aber bevölkert ist von einer völlig anderen, fremden Menschenmenge. Gar nicht einmal anders als die, die man kannte, denn ich kann ja nicht behaupten, ich hätte die Lemberger Menge vor dem Krieg gekannt – aber anders zum Beispiel als die Krakauer oder Warschauer oder sogar die Gleiwitzer Menge. Traumverloren gehe ich die Straße entlang, die in grellem Sonnenlicht ertrinkt. Auf dem Vorkriegsplan der Stadt, den mir mein Vater geschickt hat, prüfe ich die Straßennamen, ohne die neuen, ukrainischen Bezeichnungen allzu ernst zu nehmen. So ziehen bestimmt auch deutsche Touristen durch Danzig und

Breslau; verloren im Traum ignorieren sie die Aktualität der Stadt. So müssen auch die jungen amerikanischen oder israelischen Juden durch den Krakauer Kazimierz spazieren, auf der Suche nach Spuren des Vorkriegslebens; verloren im Traum. Wir sind wie Geister, die ungeduldig verscheuchen, was real ist – also das neue Leben. Denn das neue Leben in den alten Städten erscheint uns unvollkommen, zufällig, provisorisch und eigentlich – überflüssig.

In gewissem Sinne sind all diese träumenden Vergangenheitssucher – zu denen auch ich in diesen drei Tagen gehörte, als ich durch die Straßen und Parks von Lemberg lief – die idealen Konservativen und replizieren auf ideale Weise die Impotenz des Konservatismus. Sie suchen etwas, das es nicht gibt – oder sogar etwas, das nie existiert hat, weil sie in ihrer Phantasie die städtische Menge verschönern, deren Chimäre sie nachjagen; sie suchen nach besseren, schöneren Zeiten, und selbst wenn ein höflicher Schamane bereit wäre, für fünf Minuten wiederauferstehen zu lassen, was sie wünschen, nämlich das Leben vor der Katastrophe, die Menschenmenge vor der Katastrophe, die Wolken vor der Katastrophe, die Schau- fensterauslagen vor der Katastrophe, die Fliederbüsche vor der Katastrophe, sie würden auch dann ausrufen, voller Enttäuschung: Nein, nein, das ist es nicht, das andere war viel, viel schöner!

Mein Zauberer der anderen, vernünftigen Art sollte der junge Ukrainer Andrij Pawlyschyn werden, einer der Redakteure der Zeitschrift *Ji*, Historiker, verliebt in Lemberg, der vorzüglich Polnisch sprach und sich gut in der polnischen Literatur auskannte. Er erbot sich, mir die Stadt zu zeigen, und wanderte tatsächlich einen halben Tag lang mit mir durch Lemberg; er wählte einen Rundweg, der über Łyczaków und das Hohe Schloss in die Gegend des Marktplatzes führte. In der Akademicka (so der Vorkriegsname der Straße – er kannte auch die alten Namen gut) zeigte er mir die Stelle, an der das berühmte Philosophencafé »Szkocka«

gewesen war. Kurz darauf, als wir an einer Gruppe russisch-sprechender Jugendlicher vorbeikamen, sagte Andrij, das müssten Schüler der polnischen Schule sein, auf der Straße sprächen sie Russisch miteinander. Sein Wissen half mir, wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Wir sahen uns das Mietshaus in der Łyczakowskastraße 55 an, in dem Zbigniew Herbert gewohnt hatte. Andrij berichtete mir von den Bemühungen, dort eine Gedenktafel anzubringen. Wir gingen auch in die Piaskowa – zwei Schritte von der Łyczakowska –, um das Haus anzusehen, das einst meinem Großvater gehört hatte. Wäre ich allein gewesen, ich hätte mich bestimmt mit der Betrachtung des Drahtzauns am Garten, der Eingangspforte, der verrosteten Klinke und der Bäume im Garten begnügt. Vielleicht hätte ich mich nicht einmal daran erinnert, dass das von der Straße einsehbare Grundstück jemand anders gehört hatte und das alte Familienhaus verdeckt hinter dem ersten Gebäude lag – und hätte damit den typischen Fehler all dieser Geister begangen, die nach den Vorgaben des alten Kalenders durch neue Städte wandern, Geistern, so erhaben über alles, dass sie manchmal an der falschen Adresse in Ekstase geraten. Doch Andrij schlug vor, das Haus zu besichtigen, und drückte auf die Klingel. Durch die Sprechanlage erklärte er, worum es ging, wen er mitgebracht hatte, und nach einem längeren Augenblick erschien eine ältere Dame vor dem Tor, anfangs etwas misstrauisch, aber bald schon sehr gastfreundlich, ließ uns in den Garten ein und dann auch ins Haus.

Dadurch bekam ich zum ersten Mal das legendäre Familienhaus von innen zu sehen, das jetzt von der alten Dame und ihrem Sohn, einem Dermatologen, bewohnt wird; all das verdanke ich meinem Führer. (Schon einmal, noch als Student, war ich in Lemberg gewesen, hatte aber damals nicht den Mut gehabt, an die Tür des Ex-Hauses zu klopfen.)

Ich begriff damals, wie nötig so ein Führer ist, intelligent und gut bewandert in den neueren, aktuellen Schichten der

Wirklichkeit, ohne deshalb die Vergangenheit zu ignorieren. Ein Führer, der uns vor nebligem Mystizismus bewahrt.

Ja, dachte ich, als ich schon im Flugzeug saß, man muss die mythischen Orte doch besuchen, auch wenn man schwierige Momente durchmacht, auch wenn es nicht ohne Traurigkeit abgeht; man muss die mythischen Orte besuchen, weil sie der in den frostigen Äther ragende Pol unseres Lebens sind – man muss sie besuchen, sollte sich aber nach einem geeigneten, nüchternen Führer umsehen.

Auf dem kleinen Flughafen von Lemberg verabschiedeten mich Sandsteinskulpturen des sozialistischen Realismus – Soldat, Bauer, Flieger und Arbeiter, strammstehend in der grellen Mänsone wie die Helden einer vergessenen griechischen Sage.